



Jubelfeier vorm Berliner Reichstag am 3. Oktober 1990: „Leute, legt los, macht, helft euch selbst!“

# Auferstanden aus Ruinen

Im Osten viel Neues: Die Einkommen steigen, die Firmen werden wettbewerbsfähiger, die Bürger schöpfen neues Selbstbewußtsein – das ist das Ergebnis einer für den SPIEGEL erstellten, breitangelegten Untersuchung der Lebensverhältnisse in Ostdeutschland. Nach Crashes und Katastrophen entwickelt sich eine eigene Dynamik im Osten.

P

**M**omentaufnahmen in Ostdeutschland, fünf Jahre nach der Wiedervereinigung. Manchen haben die zurückliegenden Turbulenzen nach oben gespült, andere sind eingebrochen.

Da gibt es Maurermeister mit florierenden Bauunternehmen und Autohändler mit glitzernden Verkaufspalästen. Doch manche Arbeitslose werden niemals mehr einen Job bekommen, Unternehmer, die bankrott gingen, sind lebenslang verschuldet – Karrieren in Ostdeutschland, typisch für die Zeit.

Häufig trennen Sieger und Verlierer nur ein wenig Glück und Geschick. Aufstieg oder Sturz, Rekordumsatz oder Konkurs – die Chancen und Risiken ostdeutscher Existenzgründer scheinen oftmals vom Zufall bestimmt. Doch es steckt auch System dahinter.

Fünf Jahre nach der Wiedervereinigung wird nun in der einstigen DDR immer deutlicher das Gerüst einer neuen Gesellschaft sichtbar. Da sind viele Bauteile mit Westdesign, die im Osten gleichsam nachgeschmiedet wurden. Doch manch ein Scharnier in dem Konstrukt ist original ostdeutscher Herkunft – und es hält.

Wo früher nahezu einheitliche Löhne an Betriebsführer, Lehrer oder Arbeiter ausgezahlt wurden, da kristallisiert sich mehr und mehr eine differenzierte Gehaltsspirale heraus. Niedergelassene Ärzte, Anwälte und freie Ingenieure heimsen gute Honorare ein, bald so hoch wie im Westen. Auch das Handwerk hat im Osten wieder goldenen Boden.

Doch viele 50jährige, einst „Aktivisten der sozialistischen Arbeit“, wurden aus dem hektischen Betriebsleben herausgeschüttelt, alleinerziehende Mütter, in den Arbeitsbrigaden der VEB solidarisch mitgeschleppt, stehen häufig beim Sozialamt für den Kleiderzuschuß an – die Kluft zwischen Arm und Reich wächst.

Leicht ist es nicht, nach oben zu kommen. In einigen Branchen, etwa im Bauhandwerk, im Autohandel oder beim Verkauf von TV- und Videogeräten, tobt ein unerbittlicher Konkurrenzkampf. Viele Betriebe müssen dichtmachen, kaum daß sie eröffnet wurden. Doch der rigorose Ausleseprozeß setzt auch eine eigene Dynamik in Gang.

„Wer den harten ostdeutschen Wettbewerb besteht“, meint der Präsident des

Instituts für Wirtschaftsforschung Halle (IWH), Rüdiger Pohl, „der ist auch für die westliche Konkurrenz fit genug.“

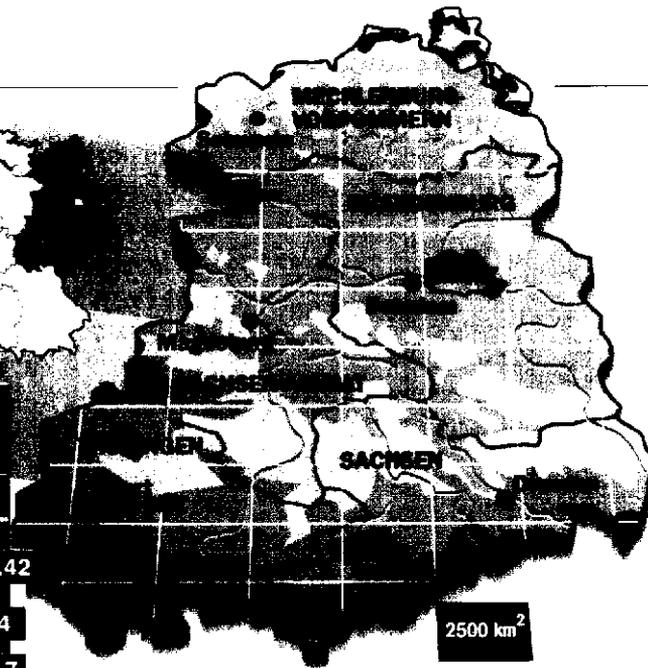
Während in der westdeutschen Ellenbogengesellschaft Firmenchefs immer häufiger Spezialisten bemühen, weil selbst im eigenen Betrieb jeder gegen jeden kämpft, beobachten Sozialforscher im Osten eine Art Volkssolidarität im kleinen. Allen Konkurrenzkämpfen zum Trotz halten da mancherorts Kollegen zusammen, beleben alte Netzwerke neu und helfen sich gegenseitig aus der Klemme – ostdeutsches Know-how mit Zukunft, meinen Soziologen.

Nach dem Zusammenbruch der Planwirtschaft, den Treuhand-Skandalen und den durch Arbeitslosigkeit und Wertewandel hervorgerufenen Depressionen holt der Osten, gleichsam auferstanden aus Ruinen, plötzlich in großen Schritten auf – freilich anders, als manche Experten dachten. „Ostdeutschland auf dem Weg zu einem getreuen Abbild der westdeutschen Wirtschaft und Gesellschaft zu sehen“, glaubt der IWH-Chef Pohl, wäre „völlig falsch“.

Im Auftrag des SPIEGEL haben Pohl und seine Mitarbeiter die bislang breitest

**Blühende Landschaften?**  
Bilanz fünf Jahre nach der Wiedervereinigung

Fläche	108 327 km <sup>2</sup>	
Einwohner	15 546 000	
Universitäten	16	
Wirtschaftsdaten ohne Berlin-Ost		
Schuldenstand der Länder	51.17 Milliarden Mark	439.42
pro Kopf	3592 Mark	6634
geplante Neuverschuldung 1995	10.58 Milliarden Mark	27.17
Arbeitslose Juli 1995	1 041 437	
Arbeitslosenquote Juli 1995	13,9%	8,3%



sichern auch mal eine TV-Dokumentation anschauen, wollen die Ostdeutschen auf dem Bildschirm vor allem Actionfilme und Unterhaltungsserien sehen.

Kultur muffel aber sind die Ostler nicht: Während die Wessis sich häufiger auf dem Tennisplatz oder in der Kneipe herumdrücken, gehen Ostdeutsche öfter ins Theater, hören Musik und basteln daheim mit der Familie.

Der Politik haben, sechs Jahre nach der friedlichen Revolution, viele längst den Rücken gekehrt.

gefäicherte Bestandsaufnahme der Lebensverhältnisse zwischen Ostsee und Erzgebirge zusammengestellt (siehe Grafiken). Insgesamt 108 Indikatoren wurden erhoben, von harten Wirtschaftsdaten bis zu kulturellen Eigenheiten. Die Forscher erkundeten Schuldenstand und Scheidungsquoten der Ostdeutschen, errechneten Lohnniveaus und Geburtenentwicklung und bewerteten Rauchgewohnheiten wie TV-Konsum. Sie zählten Sportplätze und Schwimmbäder und ermittelten, wieviel Müll jeder Ostbürger produziert. Überdies wurden die einzelnen Daten interpretiert, miteinander in Beziehung gesetzt und, gleich einem Mosaik, zusammengeführt.

Die Ergebnisse geben detailliert über den ostdeutschen Alltag Auskunft, fünf Jahre nach der Wiedervereinigung – eine Momentaufnahme der Lebensqualität in Deutschland Ost. Fazit der hallischen Forscher: „Die Angleichung der Lebensverhältnisse gegenüber dem Westen ist weit vorangeschritten.“

Allerorten aber seien auch die „Nachwirkungen des abrupten Systemwechsels noch spürbar“. Viele Lücken zwischen Ost und West würden wohl „auf absehbare Zeit“ nicht geschlossen. Indes sei der Osten in einigen Bereichen, etwa bei der Versorgung mit Kindergartenplätzen und beim Energiesparen, dem Westen sogar voraus.

Vorm Fernseher, beim Wäschewaschen und hinterm Lenkrad – da ist die deutsche Einheit fast perfekt. Wie im Westen so besitzen mittlerweile auch nahezu alle Haushalte im Osten einen Farbfernseher und eine Waschmaschine.

Mit der Anschaffung von Videorecordern und Personalcomputern haben die Ostdeutschen beinahe gleichgezogen. Und rein statistisch kommt bereits auf 2,3 Ostbürger ein eigener Wagen (Westquote: 2).

Mehr als drei Millionen Autos haben die Ossis seit der Wende gekauft – Deutschland, einig Autofahrerland.

Für die Pflege ihrer geliebten Blechkarosse aber nehmen sich Ostbürger durchschnittlich noch mehr Zeit als die gehetzten Wessis. Sie geben auch mehr Geld für den Wagen aus, pro Arbeitnehmerhaushalt vergangenes Jahr allein 605 Mark (Westen: 494 Mark) im Monat. Resümee des IWH: Das Auto sei „der Ostdeutschen liebstes Kind“.

Aus alten DDR-Zeiten haben sich die Ostbürger allerlei Eigenheiten bewahrt. Sie bleiben abends gern zu Hause und sitzen länger vorm Fernseher. Und sie bevorzugen andere Sendungen: Im Gegensatz zu den Westdeutschen, die nach den Erhebungen von Alltagsfor-

CDU und Liberale, schon zu DDR-Zeiten als Blockparteien präsent, verlieren rapide an Mitgliedern. Auch der neu gegründeten Sozialdemokratischen Partei laufen die Genossen weg. Zuwachs, wenn auch leichten, verzeichnen nur die Bündnis-Grünen.

Mitgliederstärkste Partei im Osten ist, immer noch, die PDS (mit 121 425 Mitgliedern). Die SED-Nachfolgerin wird vor allem von Staatsdienern gewählt, die oft noch aus DDR-Behörden kommen: 35 Prozent der ostdeutschen Beamten sind PDS-Wähler, aus Unzufriedenheit, wie viele angeben.

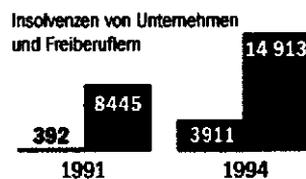
Dabei hat sich das durchschnittliche Arbeitssalär der Ostbürger seit 1990 fast verdoppelt, auf 2044 Mark netto im Monat (Westnettoehalt: 2687 Mark);



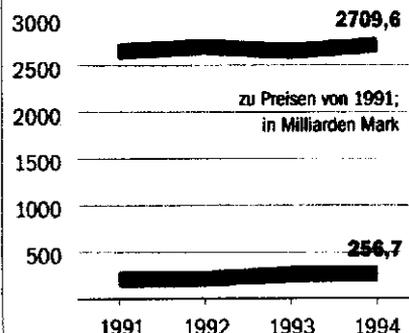
**WIRTSCHAFT UNTERNEHMEN**

**Auf und Ab**

**Zahl der Konkurse**



**Bruttoinlandsprodukt** ■ OST ■ WEST



**ARBEITSZEIT**

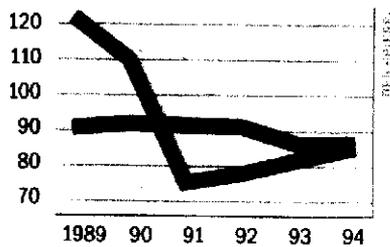
**Fleißige Ostbürger**

Durchschnittlich geleistete Jahresarbeitszeit (Je Erwerbstätigen in Stunden)



■ OST ■ WEST

Krankheitsbedingte jährliche Ausfallzeiten (Je Arbeitnehmer in Stunden)



stark gefragte Bauhandwerker, beispielsweise die Dachdecker, verdienen heute im Schnitt schon fast soviel wie ihre Kollegen im Westen.

Beinahe auf Weststand sind auch die Tarifgehälter von Bankangestellten und Einzelhandelsverkäufern. Ingegen liegen ostdeutsche Textilarbeiter, mit 71 Prozent des Westgehaltes, noch weit hinter ihren Kollegen in Krefeld, Augsburg oder Hof zurück. In vielen anderen Berufen geht die Angleichung derzeit nur schleppend voran.

Zwar sind die Einkünfte der ostdeutschen Haushalte, ob Rentner, Sozialhilfeempfänger oder Arbeitnehmer, insgesamt noch erheblich geringer als im Westen. Ihre Kaufkraft erreicht jedoch bereits 78 Prozent des Westniveaus. Das liegt an den bislang unterschiedlichen Lebenshaltungskosten in Ost und West.

So kostet ein Brötchen in Schwerin derzeit etwa 30 Pfennig, in München müssen die Bürger 60 Pfennig für die Semmel zahlen. Für ein Glas Bier, an der Isar häufig 5 Mark teuer, zahlen Erfurter gewöhnlich nur 3 Mark. Eine Straßenbahnkarte (einfache Fahrt) kostet in Dresden 2 Mark, in Hannover 3,10 Mark.

In der Arbeitsproduktivität liegt der Osten noch weit zurück - beim verarbeitenden Gewerbe erreichen Ostbetriebe im Schnitt nur den halben Weststandard. Doch sie holen mächtig auf. Ob im Opelwerk Eisenach oder in der Rostocker Warnow-Werft, im Siemens-Chip-Betrieb in Dresden oder in einer der mecklenburgischen Agrarfabriken - neue Werke und modernisierte Altbetriebe sind technisch auf dem letzten Stand. „Eine beträchtliche Zahl ostdeutscher Unternehmen“, berichtet das IWH, weise „bereits eine höhere Produktivität auf als vergleichbare Westbetriebe“.

Und während herkömmliche Telefonverbindungen in Westdeutschland noch zumeist über Kupferdraht geschaltet werden, knüpfen die Teletechniker im Osten, von Görlitz bis Güstrow, von Zwickau bis Ueckermünde, flächendeckend hochmoderne Glasfasernetze. Neugebaute Kraftwerke und vor allem Kläranlagen waren zwar teils überteuert. Mit solcherlei Neubauten wurde im Osten jedoch schlag-

artig eine Runderneuerung eingeleitet, die in Westdeutschland größtenteils noch bevorsteht.

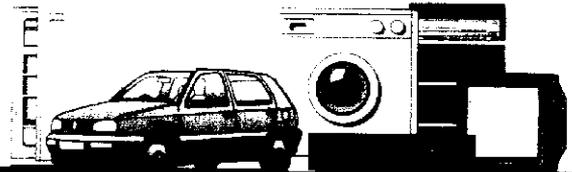
Auch in den Köpfen der Menschen ist ein neues Zeitalter angebrochen. Zwar finden nach einer Emnid-Umfrage im Auftrag des SPIEGEL 53 Prozent der Ostbürger, die Entwicklung nach der Wende sei „schlechter als erwartet“ gelaufen. Zugleich aber kommt vor allem bei jüngeren Leuten, mental gestärkt durch DDR-Zusammenbruch und Neubeginn, ein bislang unbekanntes Selbstbewusstsein auf.

Aus dem „Wirbel von Veränderungen, Brüchen und auch Katastrophen“ sei die Mehrheit der Ostdeutschen mit neuen Kräften hervorgegangen, glaubt die brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrandt (SPD): „Wenn wir jetzt eine Zwischenbilanz ziehen, dann können wir stolz sein.“

Schon prophezeit, in der *Süddeutschen Zeitung*, ein Ost-Berliner Kommentator, es sei „nur noch eine Frage der Zeit, bis die erstmals neuen Länder auf die Überholspur wechseln“.

So optimistisch sind die Wirtschaftsexperten keineswegs. Kürzlich warnte etwa Johannes Ludwig, im Bonner Wirtschaftsministerium zuständiger Staatssekretär für den Aufbau Ost: „Wir sind erst auf halbem Wege.“ Klaus von Dohnanyi, Aufsichtsratsvorsitzender der Leipziger Takraf AG, fürchtet angesichts rückständiger Betriebe noch große Probleme: „Diese Lage ist dramatisch.“

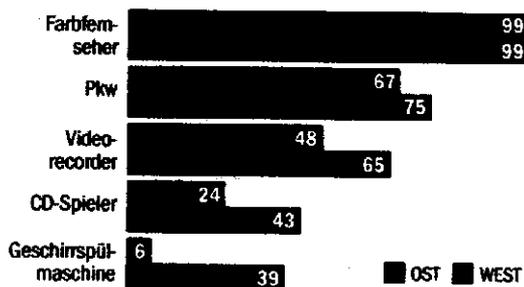
Tatsächlich sind die Ostländer, mit einer durchschnittlichen Steigerung des Bruttoinlandsprodukts von neun Prozent im Jahr, nach der IWH-Analyse „die



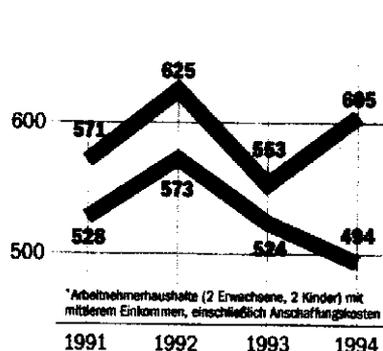
**HAUSHALTS-AUSSTATTUNG / PKW / VERKEHR**

**Teures Auto**

Anteilung der Haushalte mit langjährigem Kennungstern (1994, in Prozent)

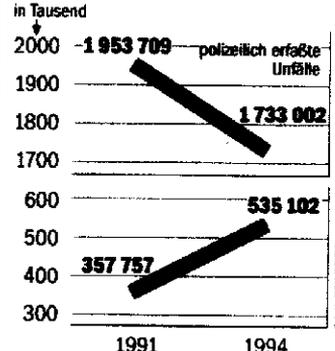


**Monatliche Ausgaben für den Pkw in Mark\***



\* Arbeitnehmerhaushalte (2 Erwachsene, 2 Kinder) mit mittlerem Einkommen, einschließlich Anschaffungskosten

**Straßenverkehrsunfälle**



TITEL

# Dallas und DDR

Vom Aufschwung in dem mecklenburgischen Dörfchen Staven

**D**as Schild „Anerkannter Bereich vorbildlicher Ordnung, Sicherheit, Sauberkeit und Disziplin“ hängt noch immer fest verschraubt am Stavener Gemeindeamt. Mit der blechernen Auszeichnung für preußische Tugenden ehrte die SED einst Landarbeiter, die auf dem Volkseigenen Gut (VEG) in der mecklenburgischen Einöde Schweine züchteten.

In dem Gemeindeamt, einem heruntergekommenen Schuppen mit vergilbten Tapeten, sitzt jetzt der neue Bürgermeister. Es ist der alte. Bis zur Wende wirkte Bernhard Stiller für die SED. Vergangenes Jahr wählten die Dörfler ihn als parteilosen Kandidaten auf PDS-Ticket wieder in sein Amt zurück.

Der wendige Bürgermeister ist mittlerweile im Hauptberuf Unternehmer: Mit Frau Monika kaufte er von der Treuhand die alte VEG-Gärtnerei im Ort. Nun wachsen dort Tomaten in neuen Gewächshäusern, auf dem Feld nebenan blühen Asten lila, pink und weiß. „Langsam und schleppend, aber immerhin vorwärts“, charakterisiert Monika Stiller, habe sich das Geschäft entwickelt.

Das Unternehmerpaar mit Hang zu sozialistischen Idealen gilt als erfolgreiche Ausnahme in dem 620-Einwohner-Flecken. Noch vor zwei Jahren lag die Arbeitslosenquote in Staven bei rund 60 Prozent, das triste Dorf nahe Neubrandenburg galt als einer der chancenlosesten Orte in der Ex-DDR. Mittlerweile hat sich die Rate gebessert, auf etwa 20 Prozent.



**Bürgermeister Stiller, Ehefrau**  
„Immerhin vorwärts“



**Landwirt Siewert: Nachts auf den Mähdrescher**

Aber noch einmal so viele schlagen sich mit Umschulungen oder ABM-Stellen durch.

Im alten Gutshaus inmitten des Ortes hat sich ein westdeutscher Alt-Eigentümer niedergelassen. Nikolaus von Badewitz pachtete Hof und Ackerflächen, die einst seinen Vorfahren gehörten, von der Treuhand. Mit dezentem Understatement begreift er sich als Dörfler unter Dörlern: „Den bösen Wessi gibt's nicht mehr.“

Doch so harmonisch ging es nicht immer zu. Für die Stavener war der Westler lange Zeit der Buhmann, den sie für den wirtschaftlichen Niedergang ihres Dorfes verantwortlich machten. Gegenseitige Ressentiments beleben noch heute den Tratsch: „Rote Säulen“ grummeln die einen, „arrogante Junker“ die anderen.

Doch mittlerweile tragen Bürgermeister Stiller und Alt-Eigentümer Badewitz ihren Streit über die Stavener Grundstücke nur noch mit gebremstem Scham aus. Im Clinch liegen sie beispielsweise wegen des Gutsparks, den der Edelmann aus dem Westen für sich beansprucht. Denn die Gemeinde pocht auf ihr Vorkaufsrecht.

Der Bürgermeister will erst nachgeben, wenn Badewitz den Stavenern unentgeltlich ein Seegrundstück gibt. Um das ungewöhnliche Tauschgeschäft juristisch durchzusetzen, plant Stiller,

notfalls bis zum Bundesgerichtshof zu gehen.

Zugleich lobt der einstige SED-Mann den Landadeligen: „Unsere Auseinandersetzungen sind sachlich.“ Und Kontrahent Badewitz räumt ein: „Der Bürgermeister ist nett und umgänglich.“

Auch im Stavener Jugendzentrum ist längst der aggressive Dampf raus. Viele der jungen Leute haben eine Lehr- oder Arbeitsstelle gefunden. So enttäuscht und wütend wie kurz nach der Wende, als die vorher sicheren Jobs nur so wegbröckelten, ist kaum einer mehr: „Wenn du als Ossi in den Westen gehst“, wettete einer damals, „ist das so, als ob ein Neger mit Lumpen kommt.“

„Wir haben die D-Mark“, bilanziert heute Malerlehrling Olaf nüchtern. „Meinungsfreiheit und 'ne größere Auswahl an Autos.“ Was braucht es da noch? Das vereinte Deutschland, längst Alltag, kostet die jungen Leute nur ein müdes Achselzucken. „Wenn das gefeiert wird“, sagt Olaf, „mach' ich keine Flasche Bier auf dafür.“

Ein neu errichteter Spielplatz mit Klettergerüsten, Wippen und Schaukeln zeugt in Staven vom Aufbau Ost. Auch in den monoton aufgereihten Mietkasernen hat sich was getan, Heizungen, Wasser- und Elektrizitätsleitungen wurden modernisiert.

FOTOS: S. SAUER/LICHTBUCK

Die Runderneuerung ihrer Wohnung betrachtet Heidemarie Trottnow jedoch mit gemischten Gefühlen – ihre Miete verdreifachte sich. Zwei Jahre lang ließ sich die ehemalige Dokumentaristin des volkseigenen Schweinegutes zur Hauswirtschafterin umschulen. Umsonst, nur 2 von 25 Frauen aus ihrem Lehrgang bekamen einen Job. „Aber es war schön, wieder unter Leuten zu sein“, sagt die 47jährige: „Als Hausfrau komme ich mir so nutzlos vor.“

Einige der ehemaligen VEG-Arbeiter haben ihre Häuser und Wohnungen, die früher nur vermietet wurden, jetzt kaufen können. Zu Preisen um 20 000 Mark schien das erschwinglich. So ist die Tristesse, die wie Mehltau auf Staven lastete, jetzt etwas gemildert: Viele Häuser blitzen nun mit frischer, pastellfarbener Tünche. „Alles ist schöner geworden“, sagen die Stavenener.

Mancher hat sich auch schon ein neues Haus gebaut. Als einer der ersten hatte Landwirt Karl Siewert die neue Zeit kapiert. Manchmal steigt er noch nachts um eins auf seinen Mähdrescher, selbst nach einem 16-Stunden-Tag. Kurz hinter dem Stavener Ortseingangsschild hat er sich einen weißgeklinkerten Prachtbungalow auf die Wiese gesetzt. Daneben parkt der alte gelbe Wartburg.

Die merkwürdige Mischung aus Dallas und DDR hat mit Siewerts Frau Marlies zu tun. Die kann sich, trotz Mallorca-Urlaub und Alno-Küche, nicht recht anfreunden mit der Marktwirtschaft – deshalb bestärkte sie ihren Mann, wenigstens den alten Wagen zu behalten.

Zwar macht die blondgelockte Frau jetzt die bäuerliche Buchhaltung. Raps, Rüben und Getreide baut Siewert auf seinen Feldern an, das bringt erheblich Umsatz. Aber die Gewinnzahlen zusammenzurechnen lastet seine Frau nicht aus.

Früher, lobt Marlies Siewert die vergangenen Zeiten, da sei ihr Alltag ausgefüllt gewesen, weil sie gebraucht wurde, als Buchhalterin im VEG und beim Frauenbund. Selbst die Erinnerung, daß sie endlos lange auf den heute so klapprigen Wartburg warten mußte, löst eher nostalgische Gefühle aus: „Das hat 15 Jahre gedauert, deshalb hängen wir ja so dran.“

Neulich, berichtet die Bauersfrau voll Stolz, habe sie es mit der alten Kiste auf der Autobahn noch auf 160 Stundenkilometer gebracht.

Ihre Augen blitzen, als wolle sie sagen: Wertarbeit, made in DDR.

Region in Europa mit den größten Wachstumsraten“.

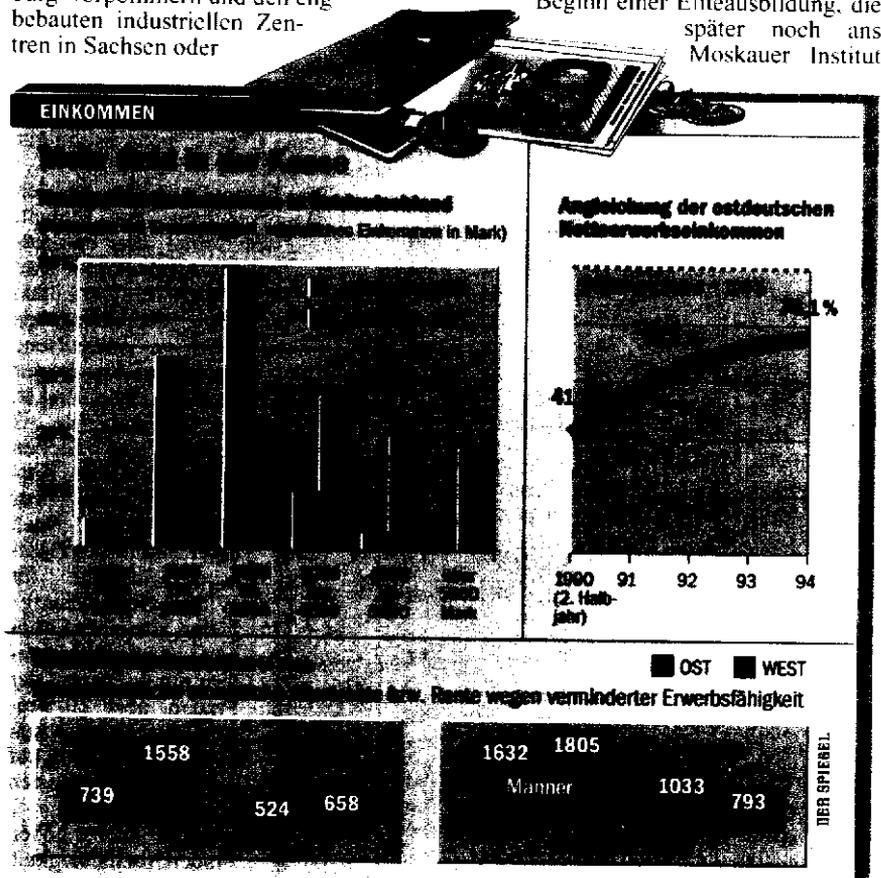
In absoluten Zahlen gerechnet liegt die Wirtschaftskraft Ost freilich weit hinter dem westdeutschen Stand. Zum gesamten Bruttoinlandsprodukt steuern die Ostdeutschen nur etwa zehn Prozent bei. Bezogen auf die Einwohner in Ost (15,5 Millionen) und West (66 Millionen) müßten sie jedoch rund ein Viertel der gesamten deutschen Wertschöpfung erwirtschaften.

Wie in der alten Bundesrepublik so bilden sich auch auf dem Gebiet der ehemaligen DDR höchst unterschiedlich entwickelte Regionen heraus: Zwischen den weitläufigen Wiesen in Mecklenburg-Vorpommern und den eng bebauten industriellen Zentren in Sachsen oder

keiten wie nie, aber sie können auch tiefer fallen als je zuvor.“

Der Leipziger Sven Janszky hat seine Chance genutzt. Zu DDR-Zeiten war der Journalistikstudent auf bestem Wege, ein treuer Diener der Einheitssozialisten zu werden. Auf der Oberschule in Karl-Marx-Stadt agitierte Janszky, heute 22, als führender FDJ-Funktionär seine Mitschüler. Auf Vorschlag des Direktors kam der gelehrige Eleve 1988 sogar ins republikweite Auswahlverfahren für die Ausbildung zum diplomatischen Dienst.

Bald rückte Janszky als einer von 20 Auserwählten in die sogenannte Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Halle ein – Beginn einer Eliteausbildung, die später noch ans Moskauer Institut



Thüringen wird sich bald ein ähnliches Gefälle auf tun wie zwischen dem armen Ostfriesland und dem Speckgürtel rund um München. Im vergangenen Juli war die Arbeitslosenquote in Dresden mit 11,3 Prozent bereits niedriger als in krisengeschüttelten Weststädten wie Bremen (12,5 Prozent) oder Wilhelmshaven (15,6 Prozent).

Doch während im Westen die wirtschaftlichen Strukturen weitgehend festgefügt sind, kann im Osten noch viel passieren.

„Die Stabilität der Wirtschaft hängt ab von den Menschen“, sagt Wirtschaftspräsident Pohl. „Die Ostdeutschen haben derzeit Entfaltungsmöglich-

für Internationale Beziehungen führen sollte.“

Da kam die Wende, und Janszky fühlte sich keineswegs beglückt: „Das war noch die Propaganda, die ich im Kopf hatte.“ Er faßte sich schnell, gründete mit Kommilitonen das Leipziger Uni- und Stadtradio „Mephisto“ und arbeitet heute für diverse ARD-Hörfunksender. Der einstige FDJ-Kader ist zum überzeugten Marktwirtschaftler mutiert. Janszkys Credo: „Für Leute, die kreativ sind, gibt's im Prinzip alle Chancen.“

Vorausgesetzt, sie sind jung genug. Der Ost-Berliner Ernst Rucker, 56, ist da ein anderer Fall. Als Spitzenmanager des DDR-Außenhandelsbetriebs Holz und

**TITEL**

Papier leitete Rücker einst den Innenausbau von Nobelhotels in Ost und West. Unter seiner Regie wurde das West-Berliner Steigenberger eingerichtet wie auch das Grand Hotel an der Friedrichstraße. Zuletzt war Rücker stellvertretender Generaldirektor dann kam der Abstieg.

Die Privatisierung der DDR-Firma, behauptet Rücker, sei „von der Treuhand aus politischen Gründen nicht zugelassen worden“. Ein Nachfolgeunternehmen, das er leitete, machte ebenfalls dicht. Heute tingelt der einstige VEB-Manager als freier Möbelverkäufer über Land – auf eigenes Risiko.

Ob einstmals politisch linientreu oder eher distanziert – die heute 40- und 50jährigen sind die Verlierergeneration der Einheit. Zu jung für den Vorruhestand, jedoch in den Augen vieler Personalchefs zu alt für einen Neubeginn, hat die Marktwirtschaft viele von ihnen gleich einer Dampfwalze überrollt.

Lothar Scholler, 55. jahrzehntlang EDV-Spezialist beim Computerhersteller Robotron in Leipzig, hält das letztlich sogar für richtig: „Wenn ich Unternehmer wäre, hätte ich mich auch rausgeschmissen.“

Nun bearbeitet Scholler in einer Leipziger Behörde Widerspruchsbescheide von Rentenfestsetzungen. Sein Vertrag ist befristet, was Scholler im kommenden Jahr tut, weiß er nicht: „Ein 50jähriger macht alles, der putzt Ihnen die Stiefel, wenn's sein muß.“

Schollers Ehefrau Elke, 55. war als Diplomchemikerin im Kombinat Takraf für die Wasserqualität zuständig. Nach der Wende wurde sie auf Kurzarbeit gesetzt, dann, 1992, absolvierte sie zwei Jahre lang eine Umschulung beim Arbeitsamt: „Führungskraft für das mittlere und gehobene Management“.

Daraus wurde nichts. „In meinem Alter“, glaubt Elke Scholler resigniert, „hat man keine Chance mehr, schon gar nicht als Frau.“

Die Frauen gehören zu den Hauptverlierern der Einheit.

Zwei Drittel aller ostdeutschen Arbeitslosen sind weiblich. Einigermaßen gute Berufschancen haben ostdeutsche Frauen praktisch nur noch im Staatsdienst, wo sie immerhin 62 Prozent der Stellen besetzen. Doch Karriere machen vor allem Männer. Nach einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung hatten aus einer Gruppe von Sachbearbeitern nur 5 Prozent der Frauen, aber 20 Prozent der Männer seit 1990 den Aufstieg auf qualifiziertere Posten geschafft.

Trotz der hohen Frauenarbeitslosigkeit war der Anteil der

Doppelverdienerhaushalte im Osten (44 Prozent der Ehepaare) vergangenes Jahr noch deutlich höher als in Westdeutschland (39 Prozent der Ehepaare). Dadurch, analysiert das IWH, werde „ein Teil des ostdeutschen Lohnrückstandes abgefangen“.

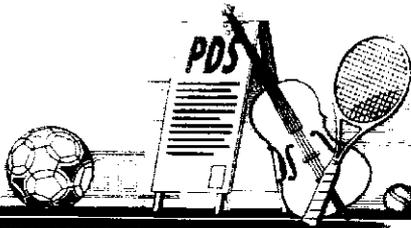
Zudem malochen die Ostler, wenn sie Arbeit haben, in der Regel länger als die Westler. Östlich der Elbe gibt es die 35-Stunden-Woche noch nicht: Ostdeutsche reißen im Jahr etwa 1700 Arbeitsstunden ab, Westdeutsche nur 1580 Stunden. Würden die Ostler genauso wenig arbeiten wie die Westler, könnte die Anzahl der Erwerbstätigen rein rechnerisch um eine halbe Million wachsen. Doch es gibt eine klammheimliche, tarifvertraglich abgesicherte Verabredung zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern – finanzielle Zufriedenheit geht vor.

Aufbauwillige Ostdeutsche wollen auch gar nicht kürzertreten. Frank Wangneth, 34. ehemals Arbeiter auf der Rostocker Neptun-Werft und jetzt bei einer Hamburger Baufirma beschäftigt, zieht ständig „viele Überstunden“ durch. „Schwer arbeiten mußten wir früher auch“, sagt Wangneth.

Auch Viola Winkler, 37, klotzt mächtig ran. Täglich kämpft sie gegen Verzagtheiten ihrer Mitbürger an. Die Dresdnerin, zu DDR-Zeiten Kindergartenleiterin, ist Mitinhaberin des Saxonia-Bildungsinstituts in Dresden, sie organisiert Umschulungen und Computerkurse. Ihrer Klientel trichtert Winkler vor allem eines ein: „Leute, legt los, macht, helft euch selbst!“

Vielen ostdeutschen Arbeitssuchenden, formuliert sie drastisch, könne doch nur „ein geistiger Arschtritt“ aufhelfen.

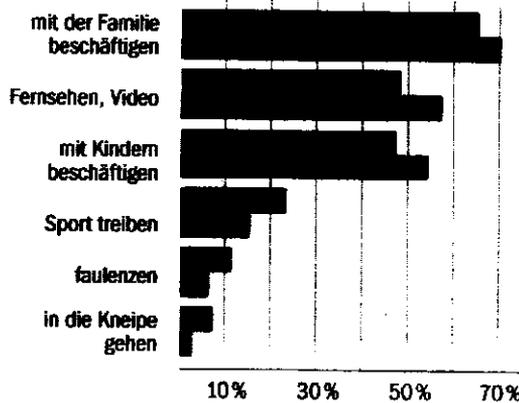
Die Unternehmerin kooperiert inzwischen mit Firmen in Spanien, Frankreich und Irland. Ihr größter Coup ist ein Zehn-jahresvertrag mit der russischen Raumfahrtagentur: Das Kombinat, das in 32 Betriebsteilen insgesamt 600 000 Menschen beschäftigt, will mit Winklers Hilfe marktwirtschaftliches Denken einüben. Demnächst kommt die erste



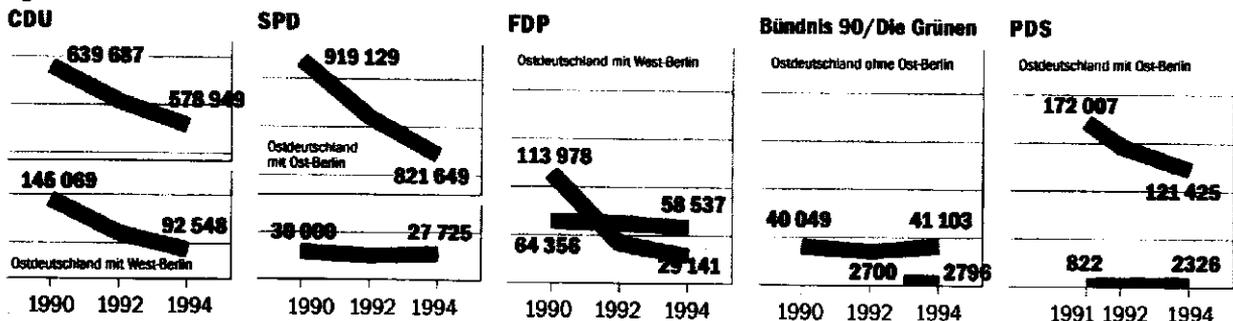
KULTUR, SPORT, FREIZEIT, POLITIK

**Familie statt Politik**

**Freizeitverhalten:** Anteil der Bundesbürger, die erklärten, die folgenden Freizeitaktivitäten oft auszuüben (1993)



**Mitgliederzahlen der Parteien**



# Dank an Claudia Schiffer

Der Chef der „Berlin Models“ – eine ostdeutsche Karriere



**Agentur-Chef Zielesch:** „Die wollten mich nur als Scout“

**D**ie jungen, schönen Menschen, die im Haus Rosenthaler Straße 3 im Berliner Bezirk Mitte ein- und ausgehen, heben sich wohltuend von der tristen Umgebung ab. Meistens haben sie eine Fotomappe unter dem Arm – und meistens sind sie nach ein paar Minuten wieder draußen.

„Früher haben die Bewerber uns die Bude eingerannt – heute arbeiten wir nur nach Terminabsprache“, erzählt Joachim Zielesch, und er klingt dabei, als rede er von einem fernen Jahrhundert. Dabei ist er erst seit fünf Jahren Chef der von ihm gegründeten Agentur „Berlin Models“.

Doch die Dinge haben sich ein wenig beschleunigt im Leben des 42-jährigen, seit die Mauer fiel. Zielesch Abschied von seinem „DDR-Dasein“ nahm und nun in der Modeszene zwischen Paris, Mailand, New York und London herumjettet.

Seine Agentur, einst belächelt von der West-Konkurrenz, gilt längst als feste Größe in der Branche. Der von Zielesch ausgerichtete Model-Wettbewerb „Das Gesicht“ hat in diesem Jahr die Teilnehmerzahl von 100 000 überschritten. Daß manch einem seiner Landsleute schon bei weit weniger Wirbel schwindelig wird, versteht der Agentur-Chef nicht: „Wir haben doch lange genug bewegungslos gelebt“, sagt er.

Mag sein, daß Joachim Zielesch deshalb nach der Wende so nahtlos und erfolgreich in sein neues Leben (und den superleganten blauen Anzug) geschlüpft ist, weil er schon in der DDR nicht an seiner Nische zwischen Anpassung und stillem Frust geklebt hat.

Tiermediziner hätte er nach dem Willen seiner Eltern werden sollen – er studierte Schauspielerei. Bald stieß er zu jenen Theaterleuten, die in dem vorpommerischen Provinzstädtchen Anklam aufs Abstellgleis geschoben waren, wegen Inszenierungen, die der Staatspartei suspekt erschienen.

Als die Repressalien der Kulturaufsicht sich häuften, wechselte Zielesch die Branche. Zusammen mit seiner Frau, einem ehemaligen Mannequin, und ein paar Freunden zog er mit einer Modenschau über Land. Auch daran fanden die Aufpasser des Regimes wenig Gefallen. Ständig, erinnert sich Zielesch, habe sich das Ost-Berliner volkseigene Modemuseum über „unsozialistische Darstellungen“ und das „Wecken nicht erfüllbarer Bedürfnisse“ in seinen Shows beschwert.

Das seelische Loch aus Angst und Nostalgie nach der Wende hat Zielesch, so sagt er, „überhaupt nicht erlebt, dafür hatte ich nie Zeit“. Mit dem Aufbau einer Vertriebskette für

einen westdeutschen Computerhersteller in der nun ehemaligen DDR verdiente er sich das Geld für seine Model-Agentur.

Nie habe er irgendeinen Kredit aufnehmen müssen, erzählt Zielesch stolz. „Daß ich von Computern nun wirklich keine Ahnung hatte, machte überhaupt nichts. Ich kannte nur etliche Leute und hatte den festen Vorsatz, mich nicht übers Ohr hauen zu lassen.“

Das half ihm auch gegen die Beutelschneider aus dem Westen: „Die wollten mich nur als Scout für den vermeintlich billigen Ostmarkt.“

Als Neueinsteiger sah Zielesch die Modeszene mit anderen, frischen Augen. Mit dem Model-Boom der neunziger Jahre, der die Branche von ihrem latent schmutzigen Image befreite und ihr zu einem weltweiten Höhenflug verhalf, kam zum Geschick das Glück. „Claudia Schiffer“, schwärmt der Agenturchef, „hat doch sozusagen für mich mitgearbeitet.“

Und zu der Kolumbus-Ei-Idee mit dem Model-Wettbewerb, der ihm eine umwerfende Medienpräsenz und jede Menge Nachwuchs für sein Geschäft verschaffte – „da beglückwünsche ich mich manchmal selbst“.

Zielesch hat ein erstaunliches Gespür darin entwickelt, aus seinem Hauptgeschäft lukrative Zweitverwertungen herauszuholen: Ein hübsches Mädchen, das sich bei ihm vorstellt, ist vielleicht nicht hübsch genug für eine Model-Laufbahn? Zieleschs Partnerfirma, die Veranstaltungsagentur „Compact Team“, braucht immer Hostessen. Die Karriere eines seiner männlichen Schützlinge stagniert? Zielesch hat beste Kontakte zu den Produzenten der neuen TV-Seifenopern.

Im November wird Zielesch mit seiner Agentur umziehen, in die „Kulturbrauerei“ am Prenzlauer Berg, eine der In-Adressen der Berliner Szene. In den neuen, schicken Räumen, die viermal so groß sind wie sein jetziges 100-Quadratmeter-Büro, wird er sich dann an die Aufgabe machen, „erst einmal die Berliner Modelandschaft wiederzubeleben, und vielleicht auch die deutsche“.

TITEL

# Gibt so'ne und so'ne

Leben im Schatten der Mauer – vor und nach der Wende



**Ehepaar Lütke**  
„Wie er daliegt und zuckt“

Sein halbes Leben hat Lütke an der Front verbracht. Westfront genaugenommen. Unter seinem Küchenfenster, Kremmener Straße 2 in Berlin, Hauptstadt der DDR, verlief die Mauer. 40 Meter weiter stand der Feind – Menschen in Zivil auf einer Plattform an der Bernauer Straße. Die gafften, bis die Sonne sank. 28 Jahre lang lag Lütke im Fadenkreuz der Feldstecher (West).

Mauer und Spähpodest im Westen sind seit 1990 verschwunden. Lütke, Jahrgang 39, ist im Osten geblieben. In der Kremmener 2 sei er geboren, sagt er. „Stube/Küche im Seitenflügel“. Seit '62 hatte er kostenlos Loge über dem Todesstreifen an der Bernauer Straße.

Lütke ist ein Mann von Masse und Menschenverstand. Keiner, der sich aufhetzen ließe. Wenn er mitkriegt, daß welche „dicke Opel fahren, aber die Mauer wiederhaben wollen, doppelt so hoch“, sagt er: „Hirn is. Die wissen nicht, wovon sie reden.“

Er, Lütke, habe die Schüsse gehört: „Manche Opfer haben Stunden gebrüllt, ehe sie geholt wurden.“ Viele seien vom Jahn-Stadion aus losgerannt, den Westbezirk Wedding vor Augen: „Einen seh' ich noch heute vor mir, wie er daliegt und zuckt.“

„Gab so'ne und so'ne“, sagt Lütke über die Grenze, die sich vis-à-vis in einer Dachkammer eingemistet hatten: „Waren Schweine drunter. Klar, schießen mußten 'se. Aber nicht treffen. Ick war ooch inner Armee.“

Vor der Wende war Lütke Fahrer bei den Wasserwerken Berlin-Ost. Jetzt ist er Fahrer bei den Wasserwerken Gesamt-Berlins. Und geht wieder rüber über die Bernauer, die zwischen Wedding und Mitte verläuft und Inbegriff der deutschen Teilung war.

Bis hier im August 1961 mit panischer Flucht aus Fenstern, mit Mauerbau und getrennten Familien die Eiszeit anbrach, hat Lütke drüben für „Corso 99“ Tore geschossen und war baden im Humboldthain. Lütkes alten Wedding aber, wo die Dachrinnen hoch und die Kommunisten noch zu Hitlers Zeiten stark waren, gibt es nicht mehr.

Die SPD hat Planierdraht auf die Mietskasernen losgelassen und moderne Architekten auf alte Bewohner. Beidseits der Bernauer stehen sich seither farbige Arbeiterwaben (West) und fensterlose Brandmauern (Ost) gegenüber wie entzweite Blutsbrüder beim Duell im Morgentau.

Hinter den Brandmauern des Ostens ist mehr Zeit und Geschichte. Von Lütkes Kiez am Jahn-Stadion bis zum alten Stettiner Bahnhof geht es, immer links der Bernauer, durch erdfarbene Häuserfluchten und Hinterhöfe, vorbei an Gräbern und verblassenden Inschriften: Kolonialwaren, Gelegenheiten.

Vielleicht ist es der Sinn für Vergänglichkeit, der Hinwendung an den Augenblick erst möglich macht. Der Ostteil des Berliner Zentrums hat sich den Reiz behäbigerer Zeiten bewahrt. Wo im Westen fänden sich Rentner wie in der Gartenstraße (Ost), die unter Linden stundenlang Vorkriegsbälle in den Tanzsälen von Moabit beschwören?

An der Gartenstraße (West), 200 Meter weiter, bietet das Lazarus-Hospital Heimplätze für Schwerkranke zu 7000 Mark monatlich. Am Straßenrand gibt es keine Bänke mehr.

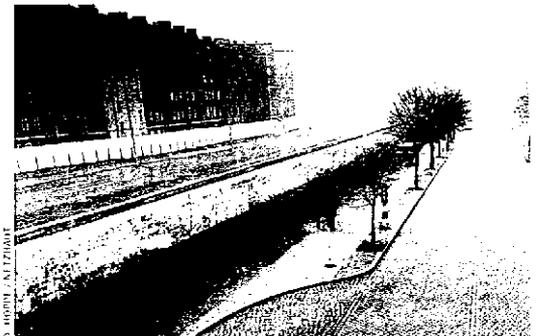
Wo in der geteilten Brunnenstraße, wenn nicht im Osten dicht am alten Todes-

streifen, säßen hennafarbene Damen, die am späten Nachmittag Pils zum Nußkuchen nehmen? Die „weeste“ und „paß' ma uff“ sagen und aussehen, als wüßten sie, wie man Waschmaschinen repariert und Schnösel anleint?

„Kam neulich eener im Daimler und will wat“, sagt die in der Latzhose rau, aber nicht abgeneigt, wie Klein-Donröse als Paula hinterm Leergutresen: „Sa' ick zu den – Nu' sajen wer ma' erst ‚Juten Tach‘, und denn sehn wer weiter.“ Nicht wirklich eine Abfuhr. Folgt wissendes Gekicher. Und Amaretto.

Abends im „Altdeutschen Ballhaus“ – die Trinker von den umliegenden Parkbänken in der Ackerstraße sind abgetaucht. Die Geste der Bediener fordert Etikette ein. Als Gegenleistung wird geboten: „Boudeaux blanc“, „Herrgotts-Tröpfchen aus dem Wonnegau“, zehn Pfennig Kulturabgabe und astreine VEB-Bestuhlung.

Das Kollektiv, vom Ober bis zur Toilettenfrau in greller Perlonschürze, sitzt noch lange nach Eintreffen der



**Bernauer Straße 1986 und 1995**  
„Ost und West humpeln auf den alten Krücken“

Gäste öffentlich beim Sekt. Erst als die Plattenauflegerin in den Teller greift, als zu „Sing Halleluja“ die reifere weibliche Jugend Schulter zeigt und die Herren mit dem dunkleren Teint gute Schnitte machen, sind die Dienstleister am Platz.

Lüdtke hat recht. Gibt so 'ne und so 'ne. Auch reichlich Coolmänner, die bei „Alf“ hinterm Arkonaplatz den Benz in zweiter Reihe parken und die gediegene Roulade mit einem „Wat is 'n dette“ durchgehen lassen. Die von Mailboxes erzählen, von Coney Island, und doch aussehen, als seien sie weniger durch Begabung als durch Beziehungen einem weiteren Sommer am bulgarischen Goldstrand entronnen.

Direktoren und Stasi-Zuarbeiter, sagt Lüdtkes Frau, die im Bestattungswesen tätig war, seien „ulkigerweise“ alle übernommen worden. Sie selbst ist arbeitslos. Der Marktführer West gehe anders zu Werke: „Wie'n Blutsauger. Wenn die noch Luft holen im Krankenhaus, hat der schon die Krallen drauf. Das gab's bei uns nicht.“

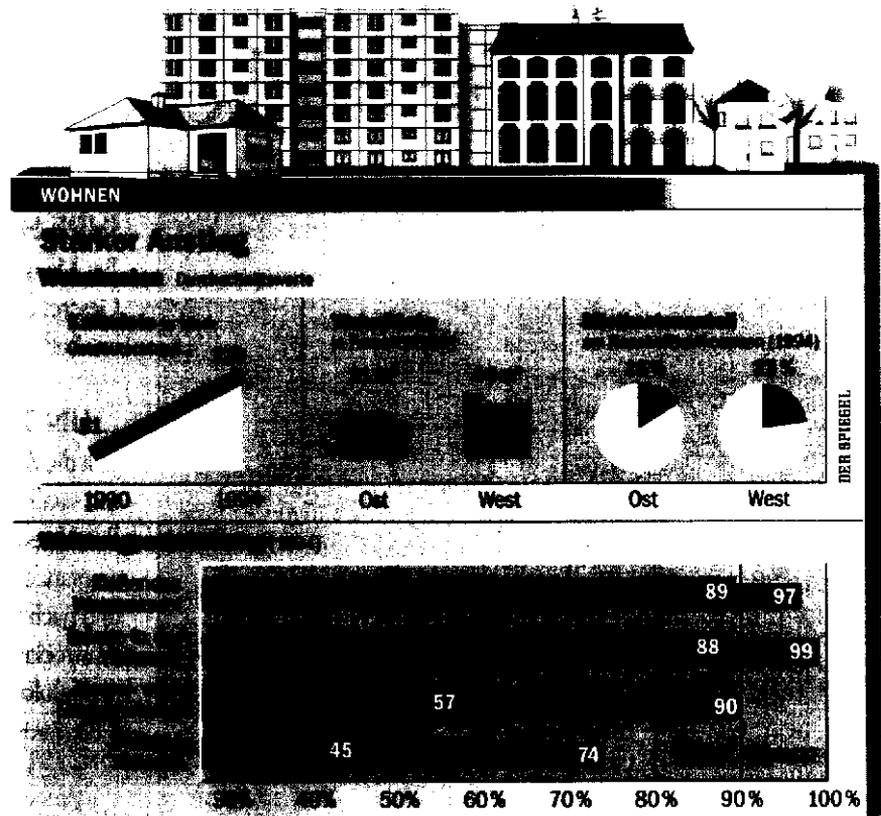
Die Anwohner östlich der Bernauer Straße hängen mehrheitlich dem Prinzip der selektiven Landnahme an – die Augen im Westen, Herz und Arsch wie früher im Osten. Pluralismus ist gut, sagen sie und wählen wieder die Sozialisten (46,3 Prozent Erststimmen für die PDS bei der Bundestagswahl). Bautz'ner Senf schlägt Develey beim Grillen im Schatten der Platte. Freie Wahl des Arbeitsplatzes wird begrüßt, sagt Pfarrer Hildebrandt von der östlichen Sophiengemeinde: „Aber bei uns haben Automechaniker über Schleiermacher und Hegel geredet.“

„Es gibt da etwas wie den Phantomschmerz bei Beinamputierten – der fehlende Zeh juckt noch. Ost und West humpeln weiter auf den alten Krücken“, sagt Pfarrer Fischer von der westlichen Versöhnungsgemeinde: „Ich höre die gemeinsame Melodie nicht. Da ist keine.“

„Schön fand ich am Westen immer die vielen Lichter an Weihnachten im Fenster“, sagt Lüdtkes Frau, die ein halbes Leben lang mit Blick auf den Wedding gekocht hat. „Und die vielen Blumen. Gab's ja bei uns nicht. Wenn ich mir jetzt kaufe, was ich mir früher aus dem Westen gewünscht habe, ist es nicht mehr das gleiche.“

Im letzten Urlaub hat sie sich mit Lüdtke für den Harz entschieden – Braunlage. Daß das im Westen lag, sei ihr nicht aufgefallen.

Quatsch, sagt Lüdtke, der die Westfront genauer studiert hat: „Det konntest schon an die Häuser merken.“



Riege der russischen Raumfahrt-Personalchefs zur Schulung nach Dresden.

Trotz ihres Erfolges lebt Viola Winkler mit Mann und zwei Kindern noch immer bescheiden in einer kohlebeheizten Vierraumwohnung. „Man muß mit den Füßen auf dem Boden bleiben“, sagt sie.

Das tun die meisten Ossis. Entgegen der Befürchtung, daß sie sich im Konsumrausch völlig überschulden würden, haben die Bürger offenbar mehrheitlich mit Bedacht gehandelt. Laut Statistik hat jeder Haushalt durchschnittlich nur 2700 Mark an Konsumentenkrediten aufgenommen. Westhaushalte stehen im Schnitt mit knapp 12000 Mark in der Kreide.

Bei Hypothekendarlehen sind die Unterschiede zwischen West (36500 Mark) und Ost (39000 Mark) noch krasser. Freilich besitzen auch wesentlich weniger Ossis ein eigenes Haus.

Dafür sparen sie kräftig. Durchschnittlich werden in jedem der Osthaushalte zehn Prozent des verfügbaren Einkommens auf die hohe Kante gelegt. Mittlerweile sind 270 Milliarden Mark Guthaben bei ostdeutschen Banken deponiert, doch das sind nur etwa sechs Prozent des gesamtdeutschen Geldvermögens.

Während bei den Westlern im Schnitt eine Summe von 135000 Mark auf dem Bankkonto liegt, haben die ostdeutschen Haushalte durchschnittlich 40000 Mark angespart. „Der Rückstand beim Geldvermögen“, prognostizieren die IWH-

Forscher, werde noch „lange erhalten bleiben“.

Finanziell am meisten profitiert von der Wende haben bislang die Rentner. Sie verzeichnen laut IWH-Analyse „den größten Einkommenszuwachs“. Allzu große Sprünge sind mit den Ostrenten jedoch nicht drin. Zwar haben sich die Nettobezüge seit Mitte 1990 mehr als verdoppelt, allerdings von durchschnittlich 590 Mark auf 1240 Mark im Monat. Damit sind die Rentner Ost in der Grundversorgung gleichauf mit den Rentnern West. Ostdeutsche Frauen, traditionell länger im Arbeitsprozeß, haben sogar etwas mehr Geld als Westrentnerinnen.

Doch in Westdeutschland verfügen die alten Leute häufig über zusätzliche Bezüge, etwa aus Betriebsrenten, privaten Versicherungen oder Vermögenseinkommen. Nach den jüngsten Plänen der Bundesregierung sollen in Ostdeutschland ausgezahlte Rentenbeträge überdies auf dem Stand von heute eingefroren werden. Durch die Inflation stehen den Ostrentnern so im Lauf der nächsten Jahre erhebliche Kaufkraftverluste bevor.

Rentner Helmut Buczko, 66, will nicht jammern. Zusammen mit seiner Frau hat er abzüglich Miete und fixen Kosten im Monat 1400 Mark zum Leben: „Wir haben ein Riesenglück gehabt.“ Von ihren Arbeitgebern hatten Buczko und seine Frau noch Abfindungen bekommen. Die langten für eine neue Sofagarnitur, einen Videoschnittplatz und ein



TITEL

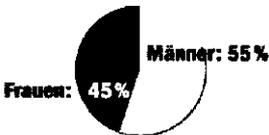
ARBEITSMARKT / BERUFE

**Ostdeutsche Frauen ohne Chance?**

Langzeitarbeitslose nach Geschlecht (1994)

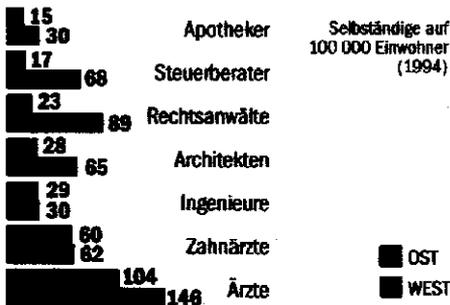


OSTDEUTSCHLAND



WESTDEUTSCHLAND

Versorgungslücke bei ausgewählten freien Berufen



im Osten derzeit noch so fragil ist wie ein gerade zusammengebautes Revell-Modellflugzeug - ein Windhauch kann die feingliedrige Konstruktion zerstören.

Ob sich die ostdeutsche Wirtschaft, von der kaum mehr als die „industriellen Kerne“ blieben, je aus eigener Kraft wieder behaupten können, halten viele Experten noch immer für ungewiß. Bislang haben sich noch zu wenig Fabrikationsbetriebe im Osten angesiedelt. Die Quote der Insolvenzen, seit dem letzten Jahr drastisch angestiegen, liegt um ein Drittel höher als im Westen. Von 10 000 Betrieben gehen durchschnittlich 80 in Konkurs. In Sachsen werden für dieses Jahr allein im Baugewerbe 400 Pleiten erwartet - trotz Boom.

Weil bei großen Bauprojekten Aufträge oft auf Ketten von Unternehmern und Subunternehmern verteilt werden, setzt bei einer Pleite leicht ein Dominoeffekt ein. Als im Juli die Erfurter Firma Ritter Bau (Umsatz 1994: 200 Millionen Mark) sowie kurz darauf die Ritter-Tochter FBL (Erste Baugesellschaft Leipzig) zahlungsunfähig wurden, drohte sogleich für Dutzende kleinerer Unternehmen und Handwerksbetriebe das Aus: Viele Vertragspartner hatten ihre Leistungen bereits erledigt, jetzt können sie nur mit geringen Abfindungen aus der Konkursmasse rechnen.

Ein Grund für die Pleiten ist die schlechte Kapitalausstattung vieler Ostbetriebe. Mehr und mehr, so fanden IWH-Chef Pohl und seine Kollegen heraus, treten jedoch betriebswirtschaftliche Fragen in den Vordergrund. Oftmals „stimmen Standort und Marketing nicht“, berichtet Pohl, „und mit der Buchführung gibt's Probleme“.

Pohl hält wenig davon, notleidenden Betrieben weiter mit hohen staatlichen

gebrauchtes Honda-Sportcoupé für 16 000 Mark. Der Rentner: „Das fährt seine 220 Sachen.“

Sorgen macht sich Buczko, der vier Töchter und acht Enkelkinder hat, um die jungen Leute. In vielen Familien spürt er einen „unheimlichen Frust“. Jugendkrawalle und Aufmärsche von Neonazis, ob in Quedlinburg oder in Cottbus, scheinen dem Rentner recht zu geben. Wissenschaftler beobachten anderes. Nach einer Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) hat die überwiegende Mehrheit der 16- bis 29-jährigen im Osten, 80 Prozent, keine besonderen Probleme mit der neuen Zeit. Selbst unter jungen Arbeitslosen sei nur jeder zwölfte (8 Prozent) „auf dem No-future-Trip“, berichtet IW-Direktor Gerhard Fels. Offenbar, glaubt Fels, „wächst eine vielversprechende innovative Generation heran“.

Junge Ostler denken zielstrebig an Geld verdienen als der Nachwuchs im Westen. Der Anteil an Abiturienten in Chemnitz, Schwerin oder Rostock ist geringer, die Neigung zum Studieren weniger ausgeprägt: Vergangenes Jahr besuchte nur etwa jeder 22. der 18- bis 35-jährigen Ostdeutschen die Universität (Westen: 7,7 Prozent). Zu den beliebtesten Fächern im Osten zählen Betriebswirtschaft und Jura - Fächer mit Aussicht auf gut bezahlte Jobs.

Während der ostdeutsche Uni-Betrieb mittlerweile weitgehend nach westdeutschem Muster läuft, fällt in den Industriebetrieben östlich der Elbe ein erhebliches Forschungsdefizit auf: Die Ausgaben pro Beschäftigten erreichen lediglich 30 Prozent der in Westfirmen für die Entwicklung neuer Technologien verwandten Gelder.

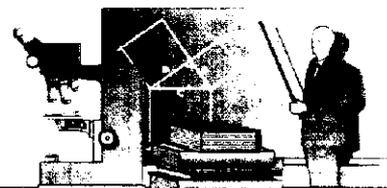
Ein Beleg für den weithin gehegten Verdacht, daß Westfirmen den Osten nur

als verlängerte Werkbank und Verkaufstheke schätzen, nicht aber als Innovationslabor?

Ostdeutscher Forscherdrang, glaubt der Zwickauer Ingenieur Jürgen Kurt Görner, 42, sei im Westen nicht beliebt. Der Mann hatte sich 1990 mit einem Spezialunternehmen für Fahrzeugtechnik selbständig gemacht. Vom Opel-Stammwerk in Rüsselsheim bekam er Aufträge zur Entwicklung von Getrieben und konnte zeitweilig 25 Mitarbeiter beschäftigen. Doch dann kündigte seine Bank im vergangenen Jahr, wie Görner beteuert, „ohne Vorwarnung“, die Kredite, der Existenzgründer mußte Konkurs anmelden.

Für das Verhalten der Bank hat Görner nur eine Erklärung: „Es muß Druck von außen gegeben haben.“ Der Ingenieur vermutet, ein Konkurrent aus Westdeutschland habe sein Scheitern gewollt.

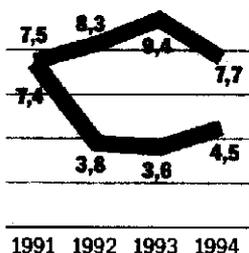
Verschwörungstheorien haben Konjunktur. Fest steht, daß der Aufschwung



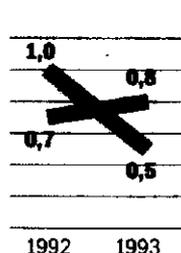
BILDUNG, FORSCHUNG UND WISSENSCHAFT

Zukunft Ost

Zahl der Studenten auf jeweils 100 Einwohner im Alter von 18 bis 35 Jahren

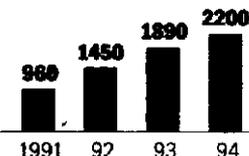


Zahl der Habilitationen auf jeweils 1000 Studenten



zum Vergleich Westdeutschland 1993: 6970

Aufwendungen für Forschung und Entwicklung in der Industrie  
Angaben in Mark je Beschäftigten



TITEL

# „Das Leben ist grausam“

„Die Prinzen“ aus Leipzig, Ostdeutschlands erfolgreichste Popband



Musikgruppe „Prinzen“: Bestgetarnte Millionäre

**A**ls Wolfgang Lenk noch kein Prinz war, hat er gern Queen gehört. So schön wie Freddie Mercury wollte er eines Tages auch mal singen können.

Jeden Freitag saß der Chorknabe im Leipziger Thomaner-Internat Punkt 19.00 Uhr vor dem Radiorecorder, die Finger druckbereit auf den Tasten. Weil es die Platten seiner britischen Lieblingsband in der DDR nicht zu kaufen gab, wurden sie ab und zu in der Radio-Sendung DT 64 „Duett-Musik für den Recorder“ abgespielt, zum Aufnehmen für Fans. So hielt das sozialistische Vaterland die Jugend bei Laune, freitags, zwischen 19.00 und 20.00 Uhr.

Wolfgang, 28, lebt noch immer in Sachsens heimlicher Hauptstadt. Noch? Diese Vokabel schätzt er nicht. In Leipzig wird er selbst ein-und-leipzig leben, denn Heimat kann man sich nicht kaufen, und Geld allein macht nicht glücklich. Auch wenn er es sich jetzt mit Liedern verdient, die das Gegenteil behaupten: „Ich wär' so gerne Millionär, dann wär' mein Konto niemals leer.“

Die fünf Mitglieder der Popgruppe Prinzen könnten längst auf den Bahamas, in Monaco oder sonstwo wohnen. Als einzige Band aus Ostdeutschland verkaufen sie ihre Alben auch millionenfach im Westen, die deutsch-deutsche Musikgrenze, an der so viele Ostgruppen scheitern,

haben die Prinzen mühelos überwunden. Die Botschaft der Leipziger Sänger ist überall in Deutschland zu verstehen: „Du mußt ein Schwein sein, du schaltest um auf schlecht“, heißt es in einem ihrer Hits. Da nickt die Zuhörerschaft nur, alle wissen: „Die Welt ist ein Gerichtssaal, und die Bösen kriegen recht.“

Solche Texte sind im ostdeutschen Liedgut die Ausnahme. Aus Angst vor Zensur hatten sich in der DDR erfolgreiche Rock-Bands wie die „Puhdys“, „City“ oder „Karat“ vor der Wende in schwermütige Metaphorik geflüchtet. So manche Zeile, die dem Texter damals aus der Feder floß, wog schwerer als ein ganzes SED-Parteiprogramm.

Als Anfang der Achtziger immer mehr DDR-Bürger per Antrag Ausreise in die BRD begehrten, sang die Chansonnette Veronika Fischer vom „Vogel im Käfig“. Wer sein Leben weiter in der DDR fristen mußte, konnte sich immerhin mit „Karat“ trösten: „Über sieben Brücken mußt du gehen, sieben dunkle Jahre überstehen“ – Peter Maffay machte das Lied im Westen berühmt.

Sieben Jahre hat es bei den Prinzen, die 1987 unter dem betulichen Namen „Die Herzbuben“ in Leipzig gegründet wurden, nicht gedauert. Schon ihr erstes Album „Das Leben ist grausam“, das 1991 erschien, verkaufte sich über einmillionmal.

Gefallen an den Gesangscollagen fand auch die West-Berliner Musikproduzentin Annette Humpe, die seit 1990 sämtliche Platten der Prinzen produziert. Als erstes hatte sie den Namen der Band geändert: Es bestand Verwechslungsgefahr mit den „Wildecker Herzbuben“, einem übergewichtigen Volksmusik-Duo aus Hessen.

„Die Prinzen“, meint Annette Humpe, „haben irre schnell gelernt, mit dem Kapitalismus umzugehen.“ Über 28 Fanklubs hat die Band zwischen München und Rostock, den Verehrern der Popgruppe wird einiges geboten: vom Prinzen-Bademantel über Prinzen-Sonnenbrillen bis hin zur Prinzen-Uhr.

Zum Mercedes fahrenden, protzenden neureichen Ost-Geldadel zählen die Ex-Thomaner nicht. Das viele Geld ist ihnen eher ein bißchen peinlich, deswegen suchen die Prinzen die Nähe des Volkes.

Prinz Henri Schmidt sponsert den FC Sachsen. Jens Sembdner wohnt mit seiner Freundin in einer 43-Quadratmeter-Wohnung in der Leipziger City. Die Musiker, stets in Jeans und abgewetzten Lederjacken, sind die bestgetarnten Millionäre Deutschlands. Camouflage selbst in der Wahlkabine: Prinz Sebastian macht sein Kreuz bei der PDS.

Mittlerweile hat sich der Kontakt zum Volk etwas verändert. So wurde Prinz Henri in seiner einstigen Stammkneipe, der Lutherburg, nach anfänglichem Schulterklopfen plötzlich scheel angesehen. „Du verstehst uns doch gar nicht mehr.“ Läuft er durch die Stadt, macht er in den Augen mancher Passanten ein hysterisches Blitzen aus – „als wollten sie mir gleich die Kleider vom Leib reißen“. Inzwischen geht Henri nur noch in Kneipen, „wo ich nicht gleich angequatscht werde“. Auch die gibt es jetzt in Leipzig.

Ganz geheuer ist den Prinzen ihr Erfolg noch immer nicht. Zweifel an der eigenen Karriere führen bei ihnen nicht zu Depressionen, die Musiker setzen sie zu neuen Liedern um: „Ich will ein Baby und keinen Hund“, heißt es da auf ihrer neuen Single. „Ich will nicht reich sein, nur gesund.“

Hilfen unter die Arme zu greifen. Um sich zu stabilisieren, müßten die Firmen vielmehr langsam „weg vom staatlichen Tropf“. Der Wirtschaftsforscher: „Für die ostdeutschen Unternehmer ist jetzt die Stunde der Bewährung gekommen.“

Wieviel Transfergelder künftig noch in den Osten gepumpt werden sollten (bis Jahresende etwa eine Billion Mark), ist unter den Experten umstritten. Der Münchner Unternehmensberater Roland Berger etwa hält den wirtschaftlichen Umbau im Osten für „abgeschlossen“ und plädiert für einen Stopp der Super-subsidienten. Ostdeutsche Politiker wie der sächsische Wirtschaftsminister Kajo Schommer (CDU) hingegen verlangen, die Hilfen nahezu unverändert fortzusetzen. Schommer: „Der Aufschwung trägt sich noch nicht selbst.“

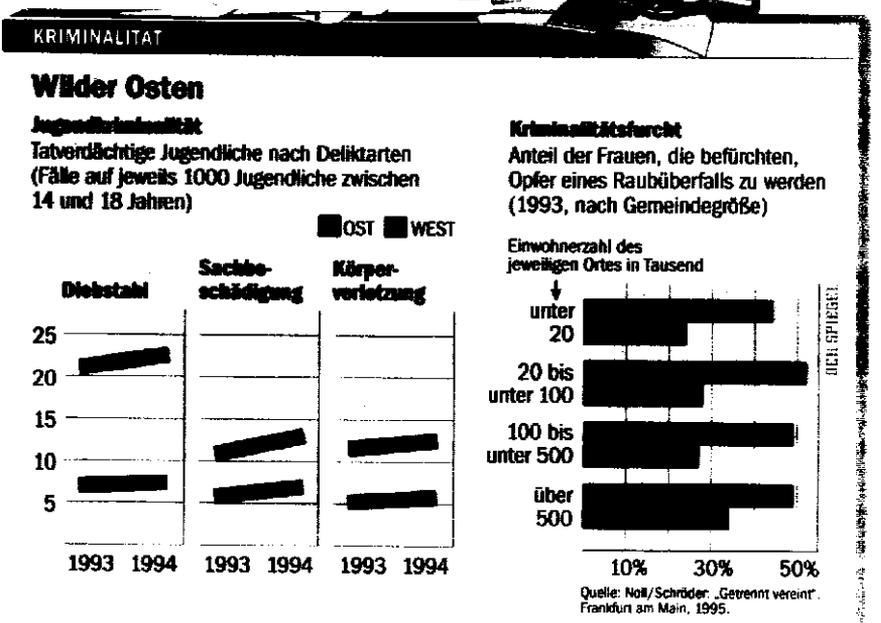
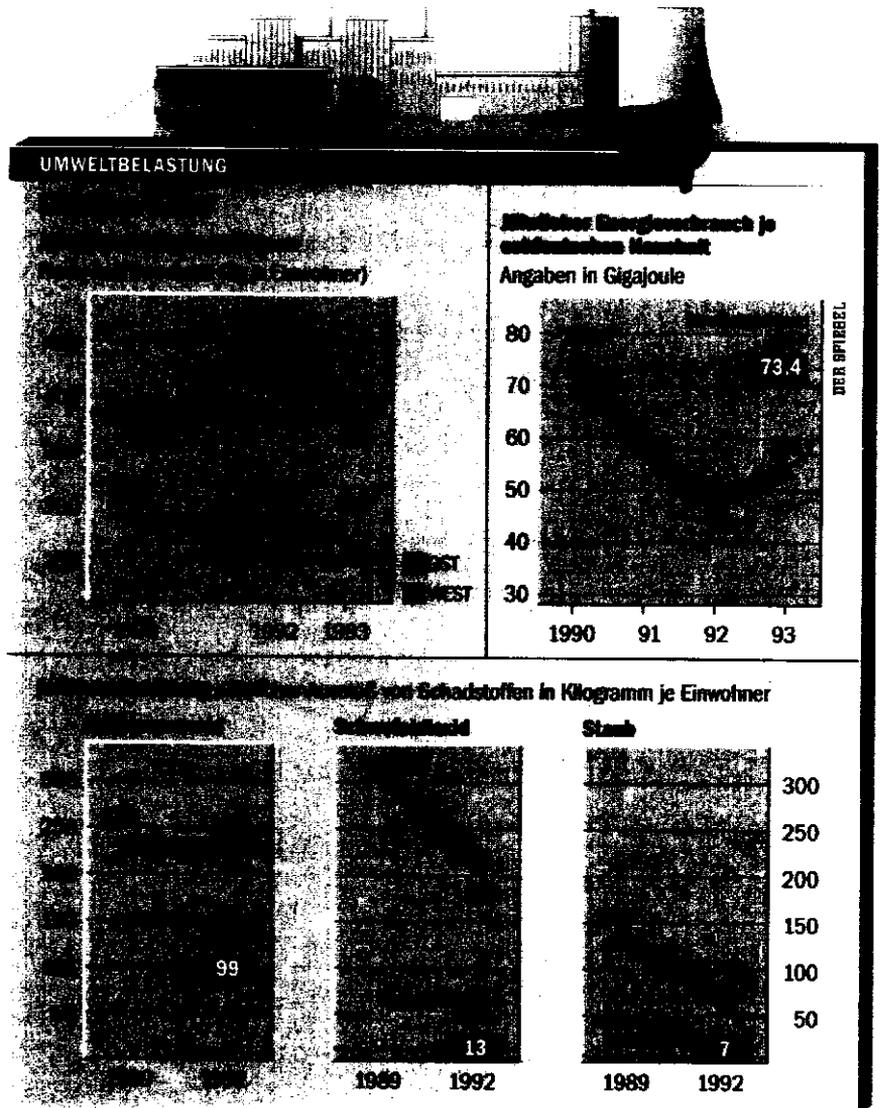
Bald eine halbe Million Betriebe waren in den vergangenen Jahren aus dem Boden geschossen. Das leidige Problem, einen Handwerker zu finden – im Osten dürfte es eigentlich geringer sein. Pro 100 000 Einwohner haben sich mittlerweile 826 Handwerksbetriebe (West: 816) etabliert. Schlosser, Elektriker und Kfz-Mechaniker sind besonders häufig vertreten.

Auch an Medizinern mangelt es nicht. In Städten wie Dessau, Brandenburg oder Leipzig praktizieren, bezogen auf die Einwohnerschaft, bereits mehr Allgemeinärzte als in vergleichbaren Weststädten, und beinahe flächendeckend haben sich ungewöhnlich viele Tiermediziner und Zahnärzte niedergelassen – zumeist mit modernsten Praxen.

Gleich einem Barometer für Wendewirren, Firmencrashes und langsame Konsolidierung gibt die Krankenstatistik der Ossi Auskunft: Noch 1989, vor der Wende, blieben die DDR-Bürger ihren Betrieben durchschnittlich um 34 Prozent häufiger wegen Krankheit fern als die Westdeutschen. Bis 1991 sank der Krankenstand dann rapide auf mehr als 10 Prozent unter Westniveau – seither steigen die Krankenzahlen stetig an.

Verblüffende Anpassungseffekte fanden die Forscher auch in der Geburtenstatistik. Nach 1989 waren ostdeutsche Frauen gleichsam in Gebärstreik getreten, die Neugeborenenrate halbierte sich fast.

Aus diesem Umstand jedoch auf eine generelle Babyflaute zu schließen wäre kurzichtig. Denn bei näherer Betrachtung der statistischen Zahlenkolonnen machten die Experten eine frappierende Entdeckung: Dem allgemeinen Geburtenknick zum Trotz hat bislang noch jede ostdeutsche Frau durchschnittlich mehr Kinder zur Welt gebracht als ihre Altersgenossin im Westen. Daraus errechneten die Forscher in komplizierten demographischen Modellen, daß die ostdeutsche Geburtenrate im Lauf der nächsten Jahre wieder ansteigen wird. Die Frauen schie-



TITEL

# Rollerblades und Pittiplatsch

Was sich ostdeutsche Wendekinder unter der DDR vorstellen

**D**ie DDR? Nils rollt die braunen Augen und bleckt die Unterlippe. „Ist das ein Radiosender?“ fragt er piepsig. Ricardo weiß es besser: „Nee, Bananen!“

„Alles Quatsch“, brummelt Johannes. „Die DDR, das sind die Nachrichten im Fernsehen – Bankräuber, Tunnel und so was.“

Schwerin, die Plattenbausiedlung Krebsförden: Die fünfjährigen Kinder in der Vorschulgruppe der Kindertagesstätte an der Johannes-Gillhoff-Straße sind nach der Wende geboren. Eine ganz neue Generation von Ostdeutschen wachse da heran, glaubt die stellvertretende Kita-Leiterin Brigitte Pniok, 41: „Die werden nicht mehr nach der DDR fragen.“

Möglich, überlegt die Erzieherin, daß einige Eltern ihren Kindern von früher erzählen. Vor allem in den „Einbruch-Familien“, wo Mutter und Vater nach der Wende ihren Job verloren und die alte Ordnung immer besser wird, je länger sie zurückliegt. Pniok: „Da wollen viele die DDR zurückhaben.“

Für Christian, den kleinen Stämmigen mit dem blonden Flachshaar, sind die drei Buchstaben kein Schreckgespenst: „Das ist was Altes“, weiß der Junge, „das waren tolle Zeiten.“ Auch Ricardo fällt jetzt ein, was dieses Buchstabenungetüm der DDR eigentlich bedeutet: „Apfelsinen!“

Wissen über die einstigen Verhältnisse haben die Kleinen kaum, beobachten die Erzieherinnen. „Aber fragen Sie mal, was für ein Auto der Vater fährt!“ Da rattern die Kids in der Vorschulgruppe nur so Namen herunter: Ford Mondeo, Opel Calibra, Toyoooota.

Und was ist ein Trabi? „Ein Lkw“, brüllt Robert, absolut sicher. „Ein olles Auto“, ruft ein anderer. Schö-

ne Autos, so die Jungen, heißen Ferrari oder Porsche.

Was unterscheidet die ostdeutschen Wendekinder überhaupt noch von ihren Altersgenossen im Westen? Ostkinder, sagen die Kita-Frauen, würden nicht so schnell quengeln. Und ihre Tischsitten – viel manierlicher als im Westen. „Na ja, die Eltern von drüben sind im Schnitt älter“, erklärt sich Erzieherin Helga Runge das Phänomen, die ließen ihren Sprößlingen mehr

die kleine Nicole von ihren neuen Rollerblades erzählte. „Roller-skates, die waren mir ein Begriff“, sagt die Erzieherin, „aber Blades?“ Das Kind hat die Dinger als „Schuhe mit Rädern“ erklärt und, als Sager nicht kapierte, genervt abgewinkt: „Ich zeig’ sie dir mal.“

Blades, Gameboy, Walkman, Power-Rangers – ständig fliegen den Kita-Frauen jetzt unaussprechliche Wörter um die Ohren. Und dann sagen die Kinder dauernd „Ok“ und „geil“, mokiert sich Sager.

Die Kita Krebsförden ist ein echtes Einheitswerk. Ende der achtziger Jahre dümpelte der Bau noch als Platten-skelett in der Neubausiedlung vor sich hin. 1990 wurde er fertiggestellt: „Außen Ost-, drinnen Weststandard“, sagt Veronika Sager.

So hat sie „den alten Schnulli“, etwa die Honecker-Bilder und das Armeespielzeug, „weggehauen“. Statt dessen will die Kita-Chefin jetzt „Gefühls-

ecken“ in den Gruppenräumen errichten, wo die Kinder „auch mal ‘ne Flappe ziehen können“.

Auf Bewährtes wie das DDR-Liederbuch für die Vorschulernziehung oder das Steckspiel aus Rotkäppchen-Sektkorken wird aber immer noch zurückgegriffen. Selbst Pittiplatsch, der Kobold aus dem DDR-Kinderfernsehen, hat seine Fans – auch wenn die Handpuppe „Pitti“ schon ein bißchen speckig wirkt.

Sogar dem Tarnnetz aus NVA-Beständen haben die Erzieherinnen noch eine Chance gegeben. „Ein Vati“, berichtet Sager, habe das olivgrüne Geflecht zur Verfügung gestellt. Jetzt spannt es sich unter der Decke des Flachbaus. Sager: „Ist doch toll für unsere Dschungel-woche, oder?“



Schweriner Kita-Kinder: Ist Trabi ein Lkw?

durchgehen: „Da haben manche Kinder noch einen Nuckel oder Pampers.“ Kollegin Pniok pflichtet bei: „Die unterfordern ihre Lütten.“

Aber auch die Osteltern haben sich verändert. „Früher waren wir Halbgötter für die“, erinnern sich die Frauen. Da sei den Eltern einfach alles verordnet worden: „Bringen Sie Ihrem Kind bei, wie man eine Schleife macht!“ Solche Fertigkeiten, etwa sich selbst die Schuhe zuzubinden, verlangte damals der Bildungs- und Erziehungsplan von den Fünfjährigen. Heute aber müsse man „viel vorsichtiger sein“ mit den Eltern. „Wir sind jetzt ‚familienbegleitend‘“, erklärt Runge. „wenn die Lütten keine Schleife können – na, dann kriegen sie eben Schuhe mit Klettverschluß.“

Beinahe täglich gerät Kita-Chefin Veronika Sager ins Staunen. So, als

ben gleichsam einen Babyberg vor sich her, weil sie, ein Anpassungsprozeß an den Westen, jetzt später gebären.

Dorcen Salzmänn, 20, Banklehrling in Erfurt, ist so ein Beispiel: „Wenn eine Frau zu DDR-Zeiten mit 21 noch kein Kind hatte, bekam sie doch Torschlußpanik“, berichtet Salzmänn. Heute, meint die junge Frau, „verschiebt sich alles nach hinten“. Natürlich wolle sie „irgendwann eine Familie gründen und ein Haus bauen, aber erst will ich Sicherheit im Beruf“.

Ob Scheidungsquote, Hochzeitsstatistik oder allgemeine Lebenserwartung – vor allem bei eher persönlichen Fragen weist die Ost-West-Statistik noch allerlei Differenzen auf.

Die ostdeutsche Selbstmordrate beispielsweise liegt noch immer höher als im Westen, seit der Wende nimmt die Zahl der Selbstmörder jedoch rapide ab. Suizidexperten wie der Dresdner Psychiater Otto Bach sehen im „gesteigerten Lebenskampf“ einen Grund – der halte die Leute jetzt auf Trab.

Daß die Ostdeutschen im Schnitt zwei bis drei Jahre früher sterben als Westbürger, führen die Sozialforscher vor allem auf den unterschiedlichen Lebenswandel zurück: Ostler treiben weniger Sport, essen mehr Fett und hatten bislang zumeist schlechtere Arbeitsbedingungen.

Doch die einstmalig besorgniserregende Luftqualität hat sich gebessert, das Trinkwasser ist sauberer geworden. Es gibt dreimal soviele Telefonanschlüsse und Tausende von Kilometern mehr asphaltierte Straßen als 1989.

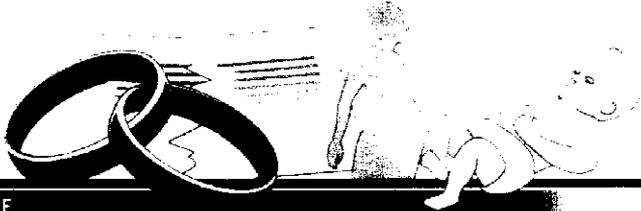
Wieso jammern die Osis bloß immer noch?

Andreas Kausch, 46, Regisseur des Erfurter Kabarets „Die Arche“, spürt's am eigenen Leib. Der Sog des negativen Denkens, meint er, beeinflusse seine Arbeit: „Wir müssen höllisch aufpassen, daß wir keine Jammerprogramme machen.“

Meinungsforscher, die der ostdeutschen Befindlichkeit nachspüren, entdecken immer neue Facetten der Nörgerei. Da meckern Ostbürger über ihr (gestiegenes) Haushaltseinkommen und behaupten, sie seien „Bürger zweiter Klasse“. Sie fürchten sich, trotz ähnlicher Trends in der Kriminalitätsstatistik, mehr vor Raub und Diebstahl als Westdeutsche und klagen über Mieten und Kanalgebühren.

Zwar meint einer Emnid-Untersuchung zufolge jeder zweite Befragte im Osten, ihm persönlich gehe es heute „besser“ oder gar „viel besser“ als zu DDR-Zeiten. Zwei Drittel der Ostbürger vertreten indes die Ansicht: „Marktwirtschaft und Menschlichkeit, das paßt nicht zusammen.“

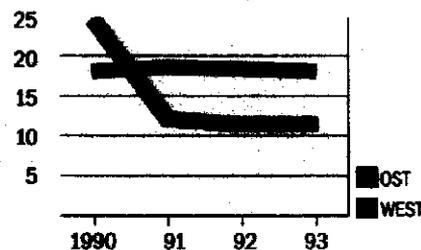
Alles nur Gejammer und Undankbarkeit?



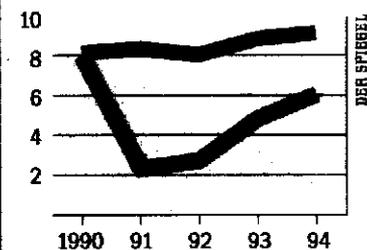
**FAMILIE**

**Schock der Einheit**

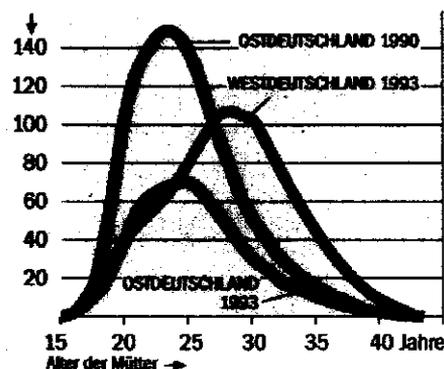
**Eheschließungen** pro Jahr auf jeweils 1000 nichtverheiratete Erwachsene



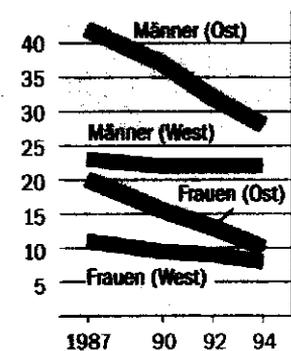
**Ehescheidungen** pro Jahr auf jeweils 1000 Ehen



**Geburtenrate und Alter der Mütter** Zahl der Geburten auf 1000 Frauen



**Selbstmordrate** Zahl der Suizide auf 100 000 Einwohner



Auf einigen Gebieten sind die empfundenen Verschlechterungen ganz real. So zahlen Ostbürger mittlerweile durchschnittlich siebenmal mehr Kaltmiete als früher, aber noch immer bröckelt in mancher Wohnstube der Deckenputz, die Wasserleitung leckt, das Kinderzimmer ist feucht: die Bewohner sehen keine verbesserte Leistung für den höheren Mietpreis.

Daß jedoch ihre Ausgaben für die Kaltmiete mit 16 Prozent des verfügbaren Haushaltseinkommens noch immer niedriger sind als bei den Westdeutschen (23,3 Prozent), tröstet wenig. Was bedeutet Statistik, wenn das Klo außerhalb der Wohnung liegt?

Nicht alles, was aus DDR-Zeiten stammt, ist ohne Zukunft. Im Gegenteil: Aus ihrer Vergangenheit könnte den Osis unverhofft Kapital zuwachsen.

In ihrer persönlichen Erfahrungswelt haben die Ostdeutschen ein Crash-Programm durchlebt, das seinesgleichen sucht. Binnen fünf Jahren machten sie einen gesellschaftlichen Umbruch durch, für den sich der Westen ein halbes Jahrhundert Zeit lassen konnte.

Wenn sie dabei, wofür einiges spricht, manche althergebrachte Gewohnheit in die neue Zeit herübergerettet haben, wären sie nach Meinung von Sozialfor-

schem für die Zukunft gut gewappnet. Der Mainzer Soziologe Stefan Hradil hat in der alten Oststeigung zu Seilschaften und Netzwerken, in den stärkeren Zusammengehörigkeitsgefühlen in Familie und Beruf sowie in der Fähigkeit, selbst chaotische Produktionssituationen zu meistern, bereits wichtige Tugenden ausgemacht.

Im Vergleich zum „sklerotischen Westen“, glaubt Hradil, seien derlei Findigkeiten „echte „Zukunftskapitalien“. Denn „in der postindustriellen Gesellschaft“ werde künftig mehr Flexibilität und Integrationskraft gefragt sein. Es spricht deshalb einiges dafür, meint Hradil, daß die Ostbürger anstehende Modernisierungsprozesse mental womöglich besser meistern könnten als die Westdeutschen.

Da würde am Ende noch die Parole von Walter Ulbricht eingelöst. Der einstige Staatsratsvorsitzende der DDR hatte verlangt, den Westen zu „überholen, ohne einzuholen“.

**Im nächsten Heft**

Thüringen, das Land in der Mitte: wo Deutschland am schnellsten zusammenwächst.